

Ralf Isau

Die zerbrochene Welt

Die Annalen von Berith
Band 1

Roman



1. GULLOTH

Er war auf die Insel seiner Vorväter geschickt worden, um ein Phantom zu jagen. Eine mordende Bestie, die niemand je richtig gesehen hatte. Nun lag der Beweis für ihre Existenz direkt vor ihm. Die Fährte des Ungeheuers funkelte wie Sternenstaub zwischen den Farnen und Kiefernadeln im uralten Wald von Zeridia. Taramis sträubten sich die Nackenhaare.

Er ging in die Hocke. Mit den Fingerspitzen untersuchte er die riesigen Abdrücke. Vier Tatzen mit je sechs langen Klauen. Ein Wolfsdrache? Ihn schauderte. Er war nie einer dieser Kreaturen begegnet, von denen man sich Unglaubliches erzählte. Angeblich speicherten sie verschiedene Sekrete in ihrem Schädel, die sie bei Bedarf zusammenmischten, um aus den Nüstern Feuer zu speien.

Taramis schüttelte den Kopf. Sicher irrte er sich. Die vergleichsweise moderaten Temperaturen im zeridianischen Regenwald dürften den Grauechsen kaum behagen. Ihre Heimat waren die schwülheißen und subtropischen Inseln der Zentralregion. Außerdem hatte das Phantom Menschen als Beute gewählt, was doch eher auf einen Bären, Säbelzahnluks, Tausendfüßigen Riesenblutegel oder eine andere *einheimische* Raubtierart schließen ließ. Das Blut des Volkes der Zeridianer gehörte zu den stärksten bekannten Giften. Die auf dem Archipel heimischen Raubtierarten waren zumeist dagegen unempfindlich, für Lebewesen aus anderen Regionen Beriths konnte dagegen schon ein Blutstropfen auf der Haut tödlich sein.

Doch was auch immer eine so tiefe Spur im Waldboden hinterlassen hatte, er durfte es auf keinen Fall unterschätzen. Taramis musste sich in Acht nehmen, damit sein erster Streifzug durch die Jagdgründe der Ahnen nicht zum letzten wurde.

Jede sich ihm bietende Deckung nutzend, folgte er den glitzernden Tupfen. Im Spurenlesen konnte ihm kaum jemand etwas vormachen. Sein besonderes Talent bestand darin, Fährten mittels Geisteskraft zu einem goldenen Funkeln anzuregen, eine seltene, ihm schon in die Wiege gelegte Gabe.

Und ebenso lang besaß er den Stab Ez, den er immer und überall mit sich trug. Er schien nicht von dieser Welt zu sein: Ez war schwarz wie Ebenholz, sieben Fuß lang, gerade wie ein Speerschaft, wohl ausbalanciert, dabei überraschend leichtgewichtig und unzerstörbar. Die Härte und Durchschlagskraft seiner Spitze übertraf die von Stahl. Seine eigentliche Macht lag in einer höchst ungewöhnlichen Eigenschaft, die ihn von allen anderen Waffen unterschied.

Ez wohnte ein Feuer inne, das sich an den Absichten des Herzens entzünden konnte. Je mehr ungezügelter Boshaftigkeit eine Person erfüllte, desto entflammbarer war ihre Seele. Die kleinste Berührung mit dem schwarzen Holz genügte, um einen hasserfüllten Gegner in eine lebende Fackel zu verwandeln.

Für Taramis verkörperte der wundersame Stecken überdies einen ideellen Wert. Gerade erst geboren, hatte sein Vater ihn und die Mutter vor vierundzwanzig Jahren verlassen. Daher besaß er keine Erinnerungen an diesen für ihn namen- und gesichtslosen Mann. Nur den Feuerstab. So wurde Ez zum Abschiedsgeschenk, zu einem Vermächtnis des Unbekannten, der kein Zeridianer gewesen sein konnte – Taramis hatte oft darunter gelitten, ein Halbblut zu sein. Meister Marnas, sein Lehrer, war der Meinung, dieser geheimnisvolle Mensch müsse außergewöhnliche Macht besessen haben, weil er so einzigartige Fähigkeiten an seinen Sohn weitergegeben habe.

Mit Sinnen, die wie ein trockener Schwamm alles um sich herum aufsaugten, folgte Taramis der glitzernden Spur einen lang gestreckten Hang hinab. Dabei verschmolz er förmlich mit seiner Umgebung. Um ganz eins zu sein mit dem Wald, lief er barfuß. Nach Sitte seines Volkes hatte er das schwarze, bis zur Mitte des Rückens reichende Haar zu sieben Zöpfen geflochten. Damit die Luft ungehindert seinen Nacken umfächeln konnte, waren sie mithilfe von Lederbändern zu einem großen Rossschwanz zusammengefasst. Abgesehen von seinen Waffen trug er nur ein dünnes Lendentuch, das eine Handbreit über den Knien endete. Er hatte sich zur Tarnung mit einer grünbraunen Paste aus Wurzelsud, Kräutern und Schlamm eingeschmiert. So vermochten ihn die meisten Waldbewohner weder zu sehen noch zu wittern.

Sein schlanker, muskulöser Körper bewegte sich so geschmeidig und unauffällig wie der Leib einer Schlange zwischen den rotbraunen Stämmen hindurch. Und wenn es darauf ankam, stieß Taramis mit seinen ihm eigenen Giftzähnen auch so plötzlich wie eine Viper zu.

Denn wie auf den Stab Ez, der auf große Entfernung töten konnte, verließ er sich für den Nahkampf auf sein zweischneidiges Kurzschwert Malmath. Die wellenförmige Klinge aus vielfach gefaltetem Stahl entsprang dem Griff so schmal wie ein Dolch, verbreiterte sich alsbald in elegantem Schwung und mündete jäh in einer lanzettenfeinen Spitze.

Obwohl auch im Umgang mit anderen Waffen geübt, verdankte Taramis den Ruf der Unbesiegbarkeit vor allem seinem Schwert und dem Feuerstab. Es hieß, er sei mit achtzehn Jahren in der Tempelgarde von Jâr'en bereits der beste Kämpfer gewesen. Er selbst gab auf solche Übertreibungen jedoch nicht viel.

Das Erbe seines Volkes vermochte er dennoch nicht zu leugnen. Glaubte man dem Sprichwort, dann kamen Zeridianer als Jäger zur Welt. Taramis verspürte die tiefere Wahrheit dieser Worte hier auf Zeridia so intensiv wie nie zuvor. Schon in seinen Vorbereitungen hatte sich dieser Jagdinstinkt gezeigt. Er war auf Allons Rücken über den Wald geflogen, hatte mit sicherem Blick die günstigsten Stellen ausgesucht und sich wie selbstverständlich seine Strategie zurechtgelegt. So als hätte er nie etwas anderes getan.

Jetzt, ganz auf sich allein gestellt, wurde er eins mit der Natur, diesem Ehrfurcht einflößenden, wahrhaft gigantischen Organismus. Moosfarne schienen ihm wie seine Schwestern zu sein und die grün überwucherten Findlinge wie Brüder. Er fühlte sich wie ein Sohn der Baumriesen, deren Äste voller Flechten hingen und an lange Bärte erinnerten. Unentwegt tastete er mit Händen, Füßen und Geist. Er lauschte mit seinen Ohren den Stimmen der Tiere und prüfte mit der Nase die dunstgeschwängerte Luft. Dreihundert Tage im Jahr verschleierte der Nebel hier das Licht, die Geräusche, den Regenwald, alles Leben darin.

Und immer häufiger verwandelte er sich für seine Bewohner in ein Leichentuch.

Am Widerhall seiner Schritte erkannte Taramis, dass die mächtigen Stämme hinter den wabernden Dunstschwaden zurücktraten. Der Wald lichtete sich. Ein Windhauch trug den Duft von Schilf herbei, ein Vorbote des Grünen Sees.

Am Eingang eines felsgesäumten Hohlweges duckte sich Taramis in die hüfthohen Farne. Die funkelnde Spur bog nach rechts ab, wo sie fast schnurgerade einen steilen Hang erklimmte. Er hatte genau das Gegenteil vermutet, denn links ging es durch die Felsrinne zum Grünsee hinab. Dort unten, bei der Tränke, erwartete die Bestie mit den großen Tatzen reiche Beute. Deshalb hatte sich Taramis für das Zusammentreffen auch die Engstelle ausgesucht. Hier gab es kein Entkommen. Alle nötigen Vorkehrungen waren getroffen. Warum verhielt eine der räuberischsten Kreaturen, die je auf dieser Insel ihr Unwesen getrieben hatte, sich so völlig anders?

Taramis lauschte. Seine feinen Sinne atmeten förmlich die Umgebung ein. Er hörte den Wind in den Wipfeln, den Flügelschlag der Vögel, das Summen von Insekten, das Knistern eines Hirschkäfers, der sich seinen Weg durch Laub und Kiefernadeln bahnte. Alles wirkte so friedlich, wie es in einer Welt des Fressens und Gefressenwerdens nur sein konnte.

Was nun?, fragte sich Taramis. Sollte er seinen Schlachtplan über den Haufen werfen und dem Phantom auf den Berg folgen? Das schwarze Holz in seinen Händen schien aufgeregt zu pulsieren. Er ließ sich davon nicht verunsichern. Nur sein Herz pochte wie verrückt, trieb Wogen heißen Blutes durch seine Adern. Ob der Stab seine Macht entfaltetete, würde sich erst noch zeigen. Sollte die Bestie nämlich nur ein vernunftloses Tier sein, wäre sie für Ez ebenso unschuldig wie ein Kind. Er taugte dann bestenfalls als Ochsenstachel, wie Marnas einmal spöttisch bemerkt hatte, als ein kleiner Dorn, mit dem man schwerfällige Dickhäuter triezen konnte.

Plötzlich erscholl über Taramis ein lautes Rattern. Unwillkürlich duckte er sich tiefer in die Farne. Seine Augen suchten nach einem herbeischwirrenden Geschoss, einem

Angreifer oder einer anderen Gefahrenquelle. Die Dunstschleier lichteten sich für einen Augenblick, und er entdeckte an einem Stamm weit oben den Verursacher des Lärms: Ein Specht hämmerte sich voller Übermut durch die Rinde.

Taramis atmete erleichtert auf. Er sondierte noch einmal gründlich das Terrain, ehe er aus der Deckung trat. Sein Blick folgte der glitzernden Fährte hangaufwärts, die nach etwa zweihundert Schritten im Nebel verschwand. Ihm fiel ein, wie die Bewohner von Zeridia die Kreatur nannten, der er nachstellte: den schleichenden Tod. Manche sagten, sie sei ein böser Geist, der sich nur in der wachsenden Zahl seiner Opfer spiegle.

Fast fünf Dutzend Männer hatte die Bestie schon geholt. Mit Vorliebe wählte sie die Jungen und Kräftigen, wodurch sie die Existenz des ganzen Stammes gefährdete, der seine besten Jäger verlor. Das Biest schien die Beute mit Haut und Haaren zu verschlingen, selten ließ sie ein paar Leichenteile liegen. Und diese grauenhaft zugerichteten Überreste schienen wie eine Warnung, die sie den Überlebenden zukommen ließ.

Immerhin war der Kreatur eine Handvoll Männer entkommen. Taramis hatte mit ihnen gesprochen, um sich ein Bild vom Gegner zu machen. Ihre widersprüchlichen Beschreibungen gaben ihm Rätsel auf.

Besonders merkwürdig fand er die Erinnerungen eines Flüchtlings von der Nachbarinsel Samunia. Er hieß Cellion und war ein ehemaliger Kamerad aus der Tempelgarde von Jâr'en. Taramis kannte ihn aus der Zeit ihres gemeinsamen Dienstes als verwegenen Krieger. Beim gestrigen Wiedersehen war er dagegen wie ausgewechselt. Völlig verängstigt stammelte er, dagonische Sklavenjäger hätten eine blutrünstige Bestie auf Zeridia zurückgelassen, und dann berichtete er von einem Überfall der Menschenfänger auf sein Heimatdorf.

Die Fischköpfe banden, so behauptete er, die stärksten Männer auf ihre Drachenwürmer, trieben anschließend den Rest des Stammes in die Rundhäuser und zündeten sie an. Den Häuptling, den sie vorher mit ihren giftigen Stacheln gelähmt hatten, ließen sie dabei zusehen, um ihn schließlich aus sicherer Entfernung mit ihren dreizackigen Lanzen zu ermorden. »Seitdem träume ich jede

Nacht davon. Ich sehe das Flammenmeer, aus dem entsetzliche Schreie dringen. Sie rufen immer wieder meinen Namen«, hatte Cellion mit starrem Blick geflüstert.

Ehe er unbemerkt hatte entkommen können, musste er sich anhören, wie die Fischköpfe den Häuptling verhöhnten. Sie prahlten von einem ihrer größten Menschenschlächter, den sie Gulloth nannten. Der wüte als das Phantom auf Zeridia und habe schon viele Seelen gefressen. Gegen Ende seines verworrenen Berichts meinte Cellion, er wisse nicht, welches Übel größer sei: die Mörderbanden aus Dagonis oder Gulloth, der schleichende Tod.

Taramis hielt die Schilderungen seines Kameraden für Zerrbilder der Wirklichkeit, die ein verwirrter Geist ausgebrütet hatte. Der einstige Tempelwächter musste irgendetwas Schreckliches erlebt haben. Zweifellos hatte es ihn um den Verstand gebracht. Fischköpfe konnten es aber nicht gewesen sein: Dagonisier waren Antische und somit ein kiemenatmendes Menschengeschlecht. In den Luftblasen des Archipels müssten sie jämmerlich ersticken. Nur wo solche Sphären fehlten wie in ihrer Heimat oder im Ätherischen Meer, vermochten sie zu überleben.

Er verdrängte die Gedanken an die Unwägbarkeiten seines Vorhabens. Ginge es danach, hätte er gar nicht erst von Jâr'en aus aufbrechen dürfen. Eigentlich zeugte sein Hiersein von der Unfähigkeit, den Überredungskünsten eines bestrickend schönen Mädchens zu widerstehen. Xydia hatte ihn angefleht, nach Zeridia zu gehen und das Phantom zu töten. Lauris war ihr älterer Bruder und ebenso wie ihr Vater Eli sorgte sie sich um ihn. Er war ein Unterhäuptling und zugleich der beste Krieger des Stammes, der am anderen Ende des Grünen Sees lagerte. Nach einigen erfolglos verlaufenen Treibjagden hatte der unerschrockene Jäger die Bestie allein zur Strecke bringen wollen – und war nicht mehr zurückgekehrt.

Wie hätte Taramis seiner Liebsten also den Wunsch abschlagen können? Er liebte die älteste Tochter des Hohepriesters wie sonst keinen Menschen auf der Welt. Vor seiner Abreise hatten sie sich heimlich verlobt. Ob er jedoch als gewöhnlicher Tempelwächter

und als Halbblut in die angesehene Familie einheiraten durfte, musste sich erst noch zeigen.

Durch den Hohlweg strich ein Luftzug, der die Nebelschwaden aufwirbelte und dem Sonnenlicht eine Schneise schlug. Taramis verharrte mitten im Schritt. Seine scharfen Augen fixierten etwas auf dem Waldboden. Es schimmerte wie Perlmutter. Er bückte sich danach, hob es auf.

Zwei Fischschuppen?

Sie glichen den Nägeln seiner Mittelfinger, waren biegsam und halb durchsichtig. Eine schillerte weißlich, die andere orange. Hatte das Phantom im Grünsee einen stattlichen Fisch gefangen und ihn den Hang hinaufgeschleift? Taramis steckte sie in den Bund seines Lendentuches und folgte weiter der glitzernden Fährte. Sollte sich die Bestie am Ende doch nur als ein gewaltiges Raubtier entpuppen, das es gelegentlich nach Menschenfleisch gelüstete?

Unvermittelt drang ein Geräusch an sein Ohr. Es kam aus dem Hohlweg hinter ihm. Blitzschnell wirbelte er herum. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

Zwischen den felsigen Wänden stand etwas. Der Größe nach hätte es ein Wasserbüffel sein können. Genaueres ließ sich in den wirbelnden Nebelschwaden nicht erkennen. Es schien zu Taramis herüberzublicken. Sah er zum ersten Mal das Phantom? Ihn beschlich eine schlimme Ahnung.

Die Fährte, die ihn in die falsche Richtung gelockt hatte, musste eine List sein, kein tierischer Instinkt brachte derlei ausgeklügelte Finten hervor. Sie zeugten von Verstand und bewusster Planung. Dennoch wollte sich Taramis durch eine Feuerprobe Gewissheit verschaffen. Eine kurze Berührung mit dem Stab Ez würde dafür schon ausreichen. Dann würde sich zeigen, ob da im Nebel nur ein massiges Tier lauerte oder ein Wesen, das leicht entflammbare Gefühle trieben.

Taramis begann, auf den bulligen Schatten zuzueilen. Fast gleichzeitig setzte sich der Schemen in Bewegung. Unterschiedlicher konnten zwei Kämpfer kaum sein, der eine lief

leichtfüßig wie eine Katze, der andere stampfte mit kraftvollen Schritten.

Wer ist hier eigentlich der Jäger und wer der Gejagte?

Entschlossen drängte Taramis die Frage an den Rand seines Bewusstseins. Er durfte sich jetzt von nichts mehr ablenken lassen, schon gar nicht von Zweifeln. Die momentane Ausgangsposition war nicht so günstig wie erhofft. Er wollte seinen Gegner unbedingt erreichen, bevor der den Hohlweg verlassen und seitlich ausbrechen konnte. Taramis steigerte das Tempo.

Als die Distanz zwischen den Kontrahenten etwa um die Hälfte zusammengeschmolzen war, hob sich unvermittelt der Nebelschleier. Das herbeistürmende Phantom erstrahlte im Abendlicht. Taramis umklammerte den Stab wurfbereit mit der Rechten. Also hatte er die Tatzenabdrücke doch richtig gedeutet.

Es war tatsächlich ein Wolfsdrache, ein fast vier Schritt langes, massiges Tier mit großem, breitem Schädel, böse blickenden rotbraunen Echsenaugen, warzenübersäter, grauschwarzer Haut, einem gedrungenen, papageienartigen Schnabel mit zwei kurzen Hauern und einem langen, glatten Schwanz. Die Kreatur stieß ein ohrenbetäubendes Brüllen aus.

Taramis nahm das Geräusch mit jener inneren Distanz wahr, die ihn zu einem so gefährlichen Kämpfer machte. Lebensbedrohliche Situationen wirkten auf viele Krieger wie ein starkes Rauschmittel: Sie erhöhten die Leistungsfähigkeit, setzten die Schmerzempfindlichkeit herab und benebelten den Verstand. Ihn hatten sie stets nur wachsamer gemacht. Sein Geist verfügte über die Gabe der Zähnen Zeit. Sie zog jeden Augenblick in die Länge, wodurch sich alles um ihn herum zu verlangsamen schien – nur seine Reflexe nicht.

Der Wolfsdrache senkte sein breites Haupt zum Stoß. Gleich würde sich zeigen, was in ihm steckte. Ein boshafter Verstand, an dem sich die glühende Macht des Stabes entzünden konnte? Andernfalls würde Ez kalt bleiben – nur ein hölzerner Speer ...

Etwa drei Schritte vor der Kreatur sprang Taramis mit ganzer Kraft in die Höhe. Der kurze Hals und das enorme Gewicht der

Echse hinderten sie hoffentlich an einer schnellen Reaktion gegen einen Angriff aus der Luft. Im Flug packte er den schwarzen Stab mit beiden Händen, riss die Arme nach oben und zielte mit der Spitze zwischen die Schulterblätter des Wolfsdrachen.

Plötzlich sah er etwas gleich einer Peitsche auf sich zurasen, am Ende hing ein Geröllbrocken. Es war der rattenhafte Echschwanz, der den Felsbrocken so geschickt wie eine Streitkeule schwang. Taramis beugte reflexartig den Kopf nach hinten, der Stein streifte seine Nasenspitze und schlug ihm mit brutaler Gewalt den Stab Ez aus den Händen. Der Krieger wirbelte in der Luft herum und landete hinter dem Wolfsdrachen auf den Beinen. Die Zähe Zeit hatte ihm das Leben gerettet, seine Entwaffnung indes nicht verhindern können.

Ez war in die andere Richtung geflogen und klapperte neben der bulligen Echse zu Boden. Rasch wälzte sie einen schweren Felsbrocken über den Stab und legte ihre Klaue darauf. Deutlicher konnte sie ihre Hinterhältigkeit kaum zeigen. Als wüsste sie genau, dass sie den Feuerstab nicht ungeschützt berühren durfte. Was verlieh dem Wolfsdrachen nur solche Fähigkeiten? Wurde er von einer Macht gelenkt, die sich der Tiergestalt bediente wie ein Puppenspieler seiner Marionette?

Lauernd standen sich die Kontrahenten gegenüber. Taramis ließ seinen Geist auf den Stab einwirken. Es kostete ihn schon Mühe, bewegliche Gegenstände mit der Kraft des Willens zu lenken, hier musste er vollends passen. Sosehr er auch an der Waffe rüttelte, er bekam sie nicht frei. Während ihm aus den linsenförmigen Pupillen der Echse die pure Hämie entgegenschlug, überkam ihn ein Gefühl der Reue.

Wäre er seinem väterlichen Lehrmeister nur ein besserer Schüler gewesen! Marnas hatte ihn oft genug ermahnt, über den unermüdlichen Waffenübungen seine mentalen Fähigkeiten nicht zu vernachlässigen. In der Tempelgarde dienten einige der begabtesten Geistkämpfer von Berith. Aber der junge Eigenbrötler war stur geblieben. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass man der spirituellen Seite seines Ichs nicht trauen konnte.

Kein Wille, und sei er noch so stark, vermochte ihm nämlich ein Haar zu krümmen. Ein fester Blick in die Augen eines

Widersachers genügte Taramis, um den Speiß umzudrehen: Wer ihn mit Blindheit schlagen wollte, verlor selbst das Augenlicht, und Bannsprüche fielen umgehend auf die Verfluchenden zurück. So war schon manchem die eigene Macht zum Verhängnis geworden. Meister Marnas nannte diese Begabung Spiegeln; er zählte sie zum Vermächtnis des geheimnisvollen Vaters seines talentiertesten Schülers.

Gegen körperliche Gewalt und List war Taramis indes ebenso wenig immun wie gegen indirekte mentale Angriffe oder die vielfältigen Spielarten der Illusion. Er gehörte selbst zu den Gauklern, die Trugbilder erschaffen konnten, wie andere Vogelstimmen nachahmten. Derlei Schimären auf den Wolfsdrachen loszulassen, konnte allerdings ins Auge gehen. Wer immer sich hinter der tierischen Maske verbarg, war ebenfalls ein Meister der Täuschung und ließ sich bestimmt nicht so leicht blenden.

Taramis zückte das Schwert.

Die hässliche Echse fasste diese Geste offensichtlich als Kampfansage auf. Aus ihren Nüstern fauchten zwei Flammenzungen. Brüllend stürmte sie auf den Menschen los.

Taramis wirbelte herum und floh. Seine Chance würde kommen, aber nicht jetzt und hier. Malmath stieß er fürs Erste wieder in die Scheide zurück. Hoffentlich war der Wolfsdrache kein Langstreckenläufer. Der abschüssige Hohlweg mündete nach ungefähr einer halben Meile am Ufer des Sees. Spätestens dort würde sich entscheiden, wer von beiden der größere Jäger war.

Unter dem Eindruck der Zähnen Zeit wirkte die Echse hinter Taramis wie benommen. Sie brüllte und fauchte wütend, erreichte ihr volles Tempo aber erwartungsgemäß erst, nachdem er bereits fünfzig Schritte gesprintet war. So gewann er den Freiraum, den er für seinen Plan brauchte.

Seine scharfen Augen entdeckten die Etappenmarke Nummer eins, einen großen Felsbrocken auf der rechten Seite. Behände bückte er sich dahinter, ohne seine Geschwindigkeit zu verringern. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er einen zeridianischen Jagdspeer in der Hand. In vollem Lauf drehte er sich um und schleuderte die Waffe auf das Ungeheuer.

Der Wolfsdrache wich dem Geschoss mühelos aus. Er brüllte zornig und spie abermals Feuer. Zum Glück waren die Flammenzungen viel zu kurz, um auch nur in die Nähe des Menschen zu kommen.

Nach knapp einhundert Schritten erreichte Taramis das zweite Versteck. Wieder beugte er sich nach unten, förderte einen Wurfspeer zutage und schickte ihn noch in derselben Bewegung der Echse entgegen. Losgelöst von der Zähen Zeit zischte die Waffe durch die Luft.

Der Wolfsdrache war nur dem Anschein nach träge. Seine geradezu unheimlichen Reflexe retteten ihn abermals vor dem tödlichen Stahl. Er duckte sich genau im richtigen Winkel, um den Speer an seiner dicken Lederhaut wirkungslos abgleiten zu lassen.

Taramis rannte weiter. Die folgende Etappe war lang. Zügig holte die Echse auf. Schon tauchte vor ihm das Ende des Hohlweges auf. Dahinter glitzerten die smaragdgrünen Fluten des Sees. Der Zeridianer meinte im Nacken bereits den feurigen Atem des Drachen zu spüren, als er endlich das nächste Versteck erreichte. Aus einem Felsspalt riss er Speer Nummer drei. So geschmeidig wie zuvor nutzte er die Kraft seiner Bewegung, um die Waffe wie vom Katapult geschossen davonschnellen zu lassen.

Diesmal flog der Speer steil nach oben.

Der Wolfsdrache triumphierte mit Getöse über den offenkundigen Fehlwurf.

Taramis kam stolpernd zum Stehen, zog dabei sein Schwert und drehte sich um. Die Lider hielt er geschlossen, weil das von ihm anvisierte Ziel im Nebel verborgen lag. Er konnte den Speer nur mit den Augen des Geistes verfolgen und ihn so auf die richtige Bahn lenken.

Malmaths eisblaues Schimmern verfehlte seine Wirkung nicht. Die Echse grub ihre Klauen in den Grund, um nicht blindlings in die Klinge zu rennen. Getragen von Taramis' Willen durchtrennte unterdessen ein gutes Stück über ihnen die stählerne Speerspitze ein Haltetau.

Unter ohrenbetäubendem Poltern krachte eine Steinlawine den Hang hinab. Die Bestie versuchte noch auszuweichen. Mit einem

kraftvollen Satz stieß sie sich vom Boden ab und flog direkt auf Taramis zu. Doch diesmal hatte sie zu spät reagiert. Die Felsbrocken trafen sie mitten im Sprung und begruben sie unter einer zwei Fuß dicken Geröllschicht.

Die Lawine hatte eine Menge Staub aufgewirbelt, der sich mit dem Nebel zu einem undurchsichtigen Schleier verband. Taramis musste husten. Hatte er das Phantom getötet? Während er sich mit stoßbereiter Klinge dem Schutthaufen näherte, hallte die Mahnung von Meister Marnas durch seinen Sinn: *Ob in der Schlacht oder bei der Jagd, kehre einem Gegner nie den Rücken, ehe du nicht seine Leiche gesehen hast.*

Plötzlich schien das Geröll zu explodieren. Steinbrocken wurden emporgeschleudert und ein feurig heißer Atem traf Taramis im Gesicht. Er wich rasch zurück. Der Geruch verbrannten Haars stieg ihm in die Nase. Polternd rutschten vor ihm Felsbrocken auseinander. Darunter kam die grauschwarze Warzenhaut der Echse zum Vorschein. Der Wolfsdrache schob sein Haupt ins Freie und schoss zwei Flammenspeere auf den Krieger ab.

Taramis duckte sich, fuhr auf der Stelle herum und rannte los. Der Jäger war endgültig zum Gejagten geworden.

Die Bestie erreichte schnell ihr volles Tempo – zu schnell. Taramis drehte sich nicht nach ihr um. Er konnte auch so fühlen, wie sie näher kam.

In weiser Voraussicht hatte er sich für diesen Fall eine Fluchtstrategie zurechtgelegt. Er suchte sein Heil im nassen Element. Dabei vertraute er auf eine körperliche Besonderheit des Nebelvolks, die es von allen anderen Menschenrassen unterschied. Zeridianer waren amphibische Wesen. Als solche verfügten sie über vier Paare von Kiemenschlitzen im Nacken. Diese erlaubten ihnen das Atmen sowohl im Wasser als auch im Äther, dem luftarmen Raum, in dem die Inseln der Welt Berith wie große Blasen im Weltenozean trieben.

Als er nur noch wenige Sätze vom See entfernt war, spürte er den Angriff der Echse. Taramis schlug einen Haken, und ihre Klauen fuhren hinter ihm ins Leere. Mit einem Hechtsprung

rettete er sich in die grünen Fluten und tauchte unter wie ein Eisvogel.

Kraftvoll schwamm er dem Seegrund entgegen. Dort konnte er notfalls tagelang ausharren. Nach ein paar Zügen wandte er sich um und der Schreck fuhr ihm in die Glieder: Die Kreatur hatte nicht aufgegeben, sondern bewegte sich im nassen Element so geschickt wie ein Fisch im Wasser.

Sie hatte sich in einen Antisch verwandelt.

Gulloth!

Der Name des Phantoms, den Taramis nur für ein Hirngespinnst gehalten hatte, bekam plötzlich ein Gesicht. Mit seinen großen vorstehenden Augen, der flachen Nase und den wurmartigen Barteln um die Kinnpartie sah es dem Antlitz eines Feuerfischs zum Verwechseln ähnlich. Deshalb nannte man die Bewohner von Dagonis auch Feuermenschen. Die überraschende Verwandlung der Echse raubte ihm für einen Moment die Fassung. Benommen sank er mit den Füßen voran auf den Grund des Sees, das Schwert abwehrbereit gezückt.

Der Dagonisier – er trug nur einen Lendenschurz – bewegte sich fließend, geradezu anmutig und beängstigend schnell. Von den Schultern abwärts war er ein Mensch, etwa anderthalbmal so groß wie sein Gegner. Die gewaltigen Muskeln unter seiner geschuppten, braunrot-weiß getigerten Haut zeugten von unbändiger Kraft. Seinen Hals zierte ein Stachelkragen, der zugleich die Kiemenspalten schützte. Gulloths Hände und Füße hatten je sechs Glieder. In der Linken hielt er einen Dreizack, die Zinken deuteten drohend auf Taramis.

Dem fiel es wie Schuppen von den Augen. Sogar die einander widersprechenden Beschreibungen der Überlebenden ergaben plötzlich einen Sinn. Viele Feuermenschen, so erzählte man sich, seien Seelenfresser. Das bedeutete, sie konnten die Gestalt jedes Wesens annehmen, das sie getötet hatten. Selbst deren Erinnerungen und Fähigkeiten saugten sie dabei in sich auf. Gulloth musste zweifellos über dieses Talent verfügen und sich schon so manche Seele einverleibt haben.

Als Taramis den Dreizack auf seine Brust zuschießen sah, fiel die Benommenheit endlich von ihm ab. Die Gabe der Zähnen Zeit schärfte seine Sinne. Obwohl das Wasser des Grünsees von Algen getrübt war, erschien ihm die Umgebung so klar wie die Luft an einem trockenen Wintertag. Er neigte sich gleich einem Schilfrohr im Wind und lenkte den Stoß mit dem Kurzschwert ab.

Der Feuermensch rammte seine Füße in den Schlick, um festen Stand zu finden. Er grunzte wütend, als seine Waffe wirkungslos ins Leere rauschte.

Aus den Augenwinkeln sah Taramis, wie sich aus dem Kragen des Riesen ein Stachel löste und auf seinen Kopf zuschoss. Er duckte sich, und der Dorn zischte an seinem Ohr vorbei. Cellions Schauergeschichte kam ihm in den Sinn. Vom Antischgift gelähmt habe der Häuptling von Samunia sich nicht einmal wehren können, als die Fiskköpfe ihn mit ihren dreizackigen Lanzen getötet hatten.

Wütend führte Taramis einen Befreiungsschlag gegen den Hals des Gegners. Dabei rasierte er ihm mehrere Giftstachel ab. Gulloth wich zwei Schritte zurück. Das Wasser ließ ihn so plump wie ein Flusspferd erscheinen und auch ebenso gewaltig. Feindselig starrte er aus kalten Glupschaugen auf seinen Widersacher herab.

Eine Weile lang umschlichen sich die beiden. Ihre trägen Bewegungen trogen darüber hinweg, wie angespannt sie waren. Von dem vermeintlich friedlichen Tanz getäuscht schwamm ein Fisch mitten zwischen ihnen hindurch. Genau in dem Moment, als dem Zeridianer die Sicht auf die Augen des Gegners genommen war, stieß der Dreizack abermals zu.

Taramis wirbelte zur Seite. Im ersten Moment glaubte er, dem Angriff knapp entgangen zu sein, doch dann spürte er einen brennenden Schmerz am Bauch. Eine der mit Widerhaken bewehrten Spitzen der Stoßwaffe hatte ihm die Haut aufgeritzt. Blut ergoss sich ins Wasser, es kräuselte sich wie Rauch in ruhiger Luft.

Der Antisch witterte seine Chance. Jede Zurückhaltung fiel jäh von ihm ab und die Lethargie wich einer tödlichen Schnelligkeit. Flink wie ein Stör attackierte er den Gegner, deckte ihn mit einem

ganzen Hagelschauer von Giftpfeilen ein und stieß immer wieder mit dem Dreizack zu.

Mit schier übermenschlichen Reaktionen setzte sich Taramis verbissen zur Wehr. Gulloth schoss einen weiteren Giftstachel auf ihn ab – und verfehlte abermals sein Ziel. Noch einer löste sich aus seinem Kragen. Taramis schlug ihn mit dem Schwert zur Seite. Seine Muskeln brannten wie Feuer. Der Kampf unter Wasser war ungleich kräftezehrender als an der Luft.

Schließlich sauste der letzte Stachel auf ihn zu. Erneut drehte er sich, um dem Geschoss weniger Angriffsfläche zu bieten. Um Haaresbreite schoss es an seiner blutenden Wunde vorbei. Er wankte zurück. Gulloth gönnte ihm jedoch keine Verschnaufpause und setzte sofort nach.

Plötzlich befiel Taramis ein heftiger Schwindel. Er blinzelte benommen. Offenbar hatte sich das Antischgift im Wasser gelöst und war so in seine Blutbahn eingedrungen. Eine bleierne Schwere kroch langsam in seine Glieder. Er drängte die aufkommende Panik zurück und zwang seinen Verstand zu klarem Denken: *Noch kannst du etwas tun! Erzwing die Entscheidung, ehe du die Kontrolle über deinen Körper verlierst. Die stärkste Kraft von Berith ist der Geist.*

Zur Überraschung von Gulloth wirbelte er jäh mit den Füßen Schlick und Sand empor. Die damit verbundene Anstrengung drohte ihn von den Beinen zu reißen. Während die aufsteigende Schmutzwolke ihn umhüllte, sammelte er seinen Willen.

Auf einmal erschienen um ihn herum wie aus dem Nichts ein halbes Dutzend Zeridianer. Es waren Trugbilder, so perfekt wie echte Doppelgänger. Diese mentale Gabe, die er von Kindesbeinen an besaß, führte ein Schattendasein in seinem Kriegerleben – der Argwohn gegen die Waffen des Geistes saß tief. Und die Einsicht kam fast zu spät.

Der Dreizack rauschte heran, durchbohrte links von Taramis eine Fata Morgana. Der nächste Stoß ging nach rechts. Die Attacken kamen schnell näher.

Mit einem Mal kehrte Stille ein.

Taramis' Beine konnten das Gewicht des eigenen Körpers nicht länger tragen. Die Lähmung erfüllte ihn mit eisiger Kälte. Er sank auf die Knie. Seine Kiemenspalten sogen angestrengt das Wasser an. Jeden Moment erwartete er den tödlichen Angriff aus den Sand- und Schlickwolken, die ihn umgaben.

Er kam aber nicht.

Stattdessen legte sich das Gewirbel und nur zwei Schritte von ihm entfernt erschien die mächtige Gestalt des Antischs. Er lag auf dem Rücken und zitterte. Sein Dreizack war ihm aus den Händen gefallen. Sie zuckten krampfhaft. In der Hitze des Gefechts hatte Taramis nicht an die gefährlichste Waffe der Zeridianer gedacht.

Ihr Blut.

Er war in einem Orden aufgewachsen, dessen Mitglieder ausschließlich vom Zeridia-Archipel stammten. Untereinander brauchten sie den Lebenssaft, der durch ihre Adern pulsierte, nicht zu fürchten. Obgleich er zum Tödlichsten gehörte, das es in Berith gab, dachte Taramis fast nie darüber nach. Hier, vom Seewasser stark verdünnt, hatte das Blut den Antisch offenbar nur langsam vergiftet. Dennoch, das wusste Taramis, würde er sterben.

Auf Knien kroch er näher an den Riesen heran. »Gulloth?«

»Woher kennst du meinen Namen?«, keuchte der Antisch. Seine kehlige Stimme klang ungewöhnlich dumpf.

»Du wirst nicht mehr lange genug leben, um die Geschichte anzuhören. Doch vorher sage mir eins: Bist du ein Kundschafter aus Dagonis?«

»Ja«, antwortete der Feuermensch überraschend unverblümt. Er zitterte wie unter heftigem Schüttelfrost.

Taramis musste an den grauenerregenden Bericht des Jägers von der Nachbarinsel denken. Alles fügte sich zusammen. Er setzte dem Antisch die Schwertklinge an den Hals. »Warum entführen die Dagonisier unsere stärksten Männer?«

Gulloths Antwort bestand in einem verächtlichen Blubbern.

»Seid ihr Sklavenjäger?«

Die Glupschaugen des Feuermenschen schienen Blitze zu verschießen, während er weiter schwieg. Sein Zittern steigerte sich.

Taramis ließ das Schwert sinken. Diese Kreatur fürchtete den Tod nicht mehr, sie sehnte ihn herbei. »Wer Wind sät, wird Sturm ernten«, sagt er grimmig. »Du und deine Brüder, ihr hättet meinem Volk nicht den Frieden rauben sollen.«

»Du Narr!«, stieß der Fischköpfige voller Verachtung hervor. Alle ihm verbliebene Lebenskraft schien in seine hasserfüllte Stimme zu strömen. »Wir werden euch heimsuchen wie eine Plage, die deine schlimmsten Vorstellungen übertrifft. Ihr Menschenvölker seid dem Untergang geweiht. Entweder unterwerft ihr euch Dagon's Macht oder ihr werdet alle sterben. Bereits jetzt, während du noch triumphierst, wird dir das Liebste genommen, das du besitzt. Deine ...«

Das krampfhaftes Zucken raubte Gulloth die Sprache. Es steigerte sich auf grauenhafte Weise, bis sein riesiger Leib jäh erschlaffte.

Taramis sah dergleichen nicht zum ersten Mal. Trotzdem hatte er sich nie daran gewöhnt. Ein paar Tropfen seines Blutes konnten anderen Lebewesen solche unbeschreiblichen Qualen zufügen. Jedes Mal aufs Neue traf ihn diese Erkenntnis wie eine Keule.

Doch nicht er, sagte er sich trotzig, hatte hier mit dem Töten angefangen. Es war der Antisch gewesen. Diese vielgestaltige Kreatur, die ihm noch mit ihren letzten Worten so viel Furcht eingeflößt hatte.

Zornig sammelte er seinen Willen und bezwang das Gift in seinem Körper. Die erschlafften Muskeln spannten sich. Entschlossen nahm er das Schwert Malmath in beide Hände und trennte damit Gulloths Kopf vom Rumpf.